Augenblicke ohne Alarm

Arne Heddinga

Ein Gedichtzyklus und poetische Momentaufnahme

> *Ein Wort, ein Tier, ein Ding, ein Moment.*
> *So klein die Ausgangspunkte, so weit das Echo.*
>
> *»Augenblicke ohne Alarm« ist mein erster Gedichtzyklus – und vielleicht deshalb so frei von Regeln, so nahe an dem, was ich selbst beim Schreiben gesucht habe: eine Art stilles Erkennen. Nicht die große Erkenntnis, sondern diese kurzen, weichen Stellen im Tag, an denen man das Gefühl hat, das Leben flüstert etwas – man müsste nur aufhören zu denken, um es zu hören.*
> *Ich habe mich von Dingen inspirieren lassen, die man schnell übersieht: ein Regenschirm, der vergessen in der U-Bahn liegt. Eine Katze, die schnurrt, während wir Termine verwalten. Ein Toaster, der mehr über Zeit versteht als wir.*
> *Diese Gedichte sprechen nicht laut. Sie drängen sich nicht auf. Aber sie haben für mich etwas, das mich immer wieder zu ihnen zurückzieht: sie kennen keinen Alarm. Kein „Muss“, kein „Bald“, kein „Schon wieder“. Nur Jetzt.*
> *Vielleicht erzählen sie davon, wie die Welt sein könnte, wenn wir sie mehr fühlen als messen würden.*
> *Vielleicht aber sind sie einfach nur das: kleine poetische Erinnerungen daran, dass auch im Einfachen Bedeutung wohnt – wenn wir sie lassen.*
> *Dass dies eines meiner ersten vollständigen Werke ist, macht es für mich umso besonderer. Ich habe mich beim Schreiben nicht wie ein Dichter gefühlt. Eher wie jemand, der endlich zugehört hat.*
> *Und ich hoffe, dass auch du beim Lesen nicht nur liest – sondern vielleicht manchmal kurz innehältst. Und etwas hörst.*

1. Der Baum

Ich lasse Blätter fallen wie Versprechen,
die Winde höflich weitertragen.
Die Amsel prüft nicht nach, ob sie zerbrechen;
stellt sich keine Zukunftsfragen.

Ein Jahresring erklingt wie leiser Gesang,
wenn Frost an meine Rinde klopft.
Ich kenne keinen Takt, kein Übergang,
jeder Frühling kam stets unverhofft.

Gewissheit ruht im Bast, im dunklen Grund,
wo Wurzeln trinken, was der Himmel gießt.
Ein Blatt erblüht, der Kreislauf rund,
wenn frischer Saft mein Mark durchfließt.

Nun trägt die Krone Licht in reicher Pracht,
ein warmer Hauch erfüllt die späten Stunden.
und wär's kein Sommer, sondern ewig Winternacht;
ich stünde dennoch hier, mit allem tief verbunden.

2. Katzenweisheit

Die Katze schläft, als sei kein Morgen,
das Fell ganz struppig, ruhig im Licht.
Daneben sitzt der Mensch mit Sorgen:
„Was, wenn dieser Tag zerbricht?“

Sie schnurrt und träumt von frischen Fischen,
vom Frühlingstag und warmem Gras.
Der Mensch will ständig alles mischen:
das Jetzt, das Werden, War und Maß.

Die Katze jagt den Staub im Zimmer,
ein Körnchen fliegt, sie springt und fängt.
Der Mensch blickt müde, fragt sich immer,
wie viel noch bleibt, wie viel verschenkt?

Sie putzt das Fell ganz ohne Zweifel,
den Moment als Welt für sich.
Der Mensch sieht alles nur im Kreisel:
die Zeit verrinnt, wie fürchterlich!

Der Mensch fragt nachts: „Was wird mal kommen?“
Im Dunkeln blickt er auf die Uhr.
Die Katze hat's gelass'ner genommen,
sie gähnt und döst, ist klug und stur.

Der Mensch, er kämpft, mit großen Fragen,
mit Zeit und Angst im Nichts verstrickt.
Die Katze will ihm leise sagen:
„Das Leben ist ein Augenblick.“

Der Mensch will immer alles messen,
und lebt dabei doch kaum noch gut.
Die Katze weiß, die Kunst: Vergessen!
Das Jetzt war immer schon genug.

3. Toastglück

Ich glühe on, ich glimme off, mehr Dasein brauch ich nicht;
du toastest Zukunft, bis dir jede Kruste splittert, bricht.

Ich zähle keine Stunden, Tage, bloß Sekunden bis zum Klick;
du aber schmierst dein Brot mit Pflicht und Selbstkritik.

Mein Heizdraht brennt erhaben, der Duft mein goldenes Glück;
du siehst im Rauch nur Warnsignal, verpasst den Augenblick.

Toast springt empor: Moment vollendet! Fertig soll es sein.
Du aber hältst es, prüfst und riechst, beißt bloß nicht hinein.

So glüh ich weiter, halte nichts, bin nie mehr als das gewesen;
kaust auf der Asche deines Lebens, als würd's dich nicht mehr geben.

4. Zwecknuss

Hoch oben, wo der Wind im Blattwerk pfeift,
huscht lebendig Rost im Zweiggespinst.
Der Herbst, er wirft Kastanien, die es greift,
als wär's ein Königskind.

Es trägt den Fund in Moos und Wurzelgrund,
sorgt zwar für später, doch tut es jetzt.
Der Winter naht, mit vollgestopftem Mund.
Kein Zweifel kennt, wer Sattsein schätzt.

Der Wipfel wippt, sein Fell ein Strahl,
ein Sprung in das Geäst.
Der Mensch dreht Zahlen, Wunsch und Qual,
vergisst dabei den Rest.

Es rennt die Rinde abwärts, schreit vergnügt,
als hätte seine Welt kein Ende;
der Mensch schaut zu, aber notiert die Zeit,
die ihm derweil rinnt durch seine Hände.

Es lacht das Ticken einfach weg,
sein Schweif wie leuchtendes Papier.
Der Mensch macht derweil den Börsencheck,
denkt: „Futterkrise hier.“

Die Nacht legt Finsternis auf Baum und Stadt,
der Schlaf sinkt tief in Borke, Fell und Glieder.
Der Mensch bleibt wach, weil er noch Zweifel hat,
kennt sie auswendig, als sänge er alte Lieder.

Ein Ast zerbricht, der Morgen zieht herauf,
der Boden taut, das Licht beginnt zu rufen.
Ein Trieb erhebt sich, folgt seinem Lauf.
Das Tier erwacht, der Mensch zählt Stufen.

5. Regenbrüder

Ich häng' am Haken, still und krumm,
die Welt da draußen weint ihr Lied.
Doch ich, ich bleib verlässlich stumm,
bis jemand meine Rippen zieht.

Dann spann' ich auf, ganz stolz und weit,
ein Dach für kurze Zeit im Wind.
Der Regen klopft: „Bist du bereit?“
Ich nicke, weil wir Brüder sind.

Die Tropfen tanzen auf meinem Kleid,
ein Rauschen, das Geschichten spricht.
Der Mensch darunter schaut so weit,
nur meinen Glanz, den sieht er nicht.

Er hastet, hechtet, flucht gequält,
denkt nass zu sein sei große Not.
Ich bin nur da, wenn's wirklich zählt
lebe nur von Überfluss und Tod.

Man wirft mich in die Ecke bald,
vergisst mich in der U-Bahn schnell.
Ich träum' von einem Platz im Wald,
wo Regen fließt und nicht nur fällt.

Ich habe keinen langen Plan,
kein Wissen von der Ewigkeit.
Ich diene einfach dann und wann
und bin bereit. Zu jeder Zeit.

6. Freiwärts

Wenn Stille sich wie Decken legt,
und Lichter flieh'n aus jedem Raum,
dann wird mein Geist nicht mehr bewegt,
er wandert frei in seinem Traum.

Die Nacht, sie flüstert leise mir,
gibt Halt in meiner eignen Zeit.
Kein Drängen mehr, kein Müh'n mit ihr,
nur Dunkelheit und Zärtlichkeit.

Dunkelheit, mein treuer Freund,
wenn der Tag die Kraft mir nimmt.
In dir hab' ich mich neu vereint,
wo mein wahres Ich beginnt.

Keine Stimmen, die mich lenken,
nur das Flüstern meiner Welt.
Kann in Ruhe mich versenken,
wo kein Urteil mich befällt.

Die Nacht, sie öffnet mir die Tür,
zu Räumen, die der Tag verschloss.
Kein Lärm, kein Druck, kein Überfluss,
nur ich, allein, ganz ohne Zier.

Gedanken tanzen, ungehemmt,
kein Zwang, der sie in Ketten legt.
Die Freiheit, die in mir entbrennt,
ist das, was meinen Leib belebt.

7. Der Mensch

Mein Blick verlässt die Akte,
geschwind, durchs kleine Fenster,
draußen ruhig der Ahorn winkt,
doch er sieht nur Gespenster.

Auf dem Teppich liegt die Katze
die still mit ihrer Trägheit ringt,
ihre Pfote, schwer wie Zentner,
Oh, wüsst' sie nur, was Zweifler zwingt.

Sie rollt sich sorglos in das Licht,
als gäb es Fristen für sie nicht.
Und ich zähl' Quartale, Tag für Tag
stell' mir dabei die Frage, was ich davon hab'.

Der Toaster springt, ein strenger Duft,
ich atme knapp, verbrauche Luft,
Es stinkt und brennt und röstet,
seh' ein Eichhorn, dem es fröstelt.

Ein Schirm am Haken träumt von Regen,
hat er doch sonst keinen Sinn im Leben;
Ach, wenn er doch nur wüsste;
nur die Sonne weckt Gelüste.

Die Nacht rückt vor, sie löscht mein Blatt,
ein Bildschirm leuchtet müde matt;
spiegelt mir mein inneres Kind,
das mehr als Zahlen zählen will.

So klapp' ich leise alles zu,
der Ahorn winkt im Straßenlicht;
die Katze schnurrt, was ich auch tu',
das Leben bleibt ein Augenblick.

© 2024 Arne Heddinga. Alle Rechte vorbehalten.
Erstveröffentlichung des Gedichtzyklus »Augenblicke ohne Alarm«
Illustrationen & Layout: Genspark AI